Eva Breindl/Maria Thurmair

Wie viele Grammatiken verträgt der Lerner? Zum Stellenwert einer „Grammatik der gesprochenen Sprache“ (nicht nur) für Deutsch als Fremdsprache

Im folgenden Beitrag sollen die Konzepte „Normen der gesprochenen Sprache“ und „Grammatik der gesprochenen Sprache“ noch einmal aufgegriffen und problematisiert werden – sowohl unter linguistischer als auch unter didaktischer Perspektive.

1 Das Konstrukt der „Norm der gesprochenen Sprache“

In der Diskussion um „Entwicklungstendenzen – Normen – Deutsch als Fremdsprache“ in dieser Zeitschrift finden sich öfter Begriffe wie „gesprochenes Deutsch“, „das tatsächlich gesprochene Deutsch“ (Günthner 2002), „prototypische gesprochene Sprache“, „prototypische mündliche Kommunikation“ (Hennig 2003), „spezifisch gesprochensprachliche Norm“ (Hennig 2003) oder „typische Strukturen gesprochener Sprache“ (Günthner 2002). Mit dieser Begrifflichkeit, immer dichotomisch zu (den Normen) geschriebener Sprache benutzt, signalisieren Autoren mehr oder weniger, dass es ein fest umrissenes, von der geschriebenen Sprache abgrenzbares und mit den Methoden der linguistischen Deskription erfassbares Sprachsystem gibt, das nur deshalb bisher in der Grammatikographie und im Unterricht Deutsch als Fremdsprache zu wenig berücksichtigt wurde, weil ein die Sprachwissenschaft beherrschender „Skriptizismus“, eine „Verabsolutierung der schriftsprachlichen Normen“, oder ein eingeschränkter Kompetenzbegriff (Hennig 2003) den unvoreingenommenen Blick auf die tatsächliche Sprachwirklichkeit verstelle. In der Grenzziehung zwischen diesen beiden Normsystemen allerdings unterscheiden sich die Autorinnen nicht unwesentlich: Während Günthner (2002: 73) die Vorstellung von „zwei verschiedenen Grammatiken“ entschieden zurückweist und die Dichotomie auf textsorten- und registertypische Frequenzen bestimmter grammatischer Formen und Strukturen beschränkt (z. B. typisch hohe Frequenz von Nominalisierungen

in formellen schriftlichen Textsorten, Reparatur- und Korrekturphänomene, Vorvorfeldbesetzungen in informellen Gesprächen), postuliert Hennig (2003) die Existenz eines prototypischen mündlichen Systems, bis hin zu jeweiligen „der Norm des Mediums entsprechend korrekte[n] und angemessene[n] Äußerungen“ (85). Damit positioniert sie sich sehr entschieden in einer seit Mitte der 80er-Jahre kontrovers geführten Diskussion um die „Systemhaftigkeit“ der gesprochenen Sprache (skeptisch bis ablehnend Steger 1987; Weigand 1993; Gegenposition bei Feldbusch 1985; Überblick bei Richter 1990; Jürgens 1999), auf die die Autorin in ihrem Beitrag aber nicht eingeht. Wir werden für einige Argumente in unserem Beitrag auf diese Diskussion zurückgreifen.

Hennig bemüht zum Vergleich für die Systemhaftigkeit gesprochener Sprache die je spezifischen Regeln beim Signalisieren des Abbiegens im Straßenverkehr für Fahrradfahrer und für Autofahrer. Genau in dieser festgeschriebenen, einklagbaren und bei Verstoß schlimmstenfalls sogar sanktionierbaren Regelmäßigkeit des Armausstreckens beim abbiegenden Fahrradfahrer liegt aber der entscheidende Unterschied zur gesprochenen Sprache: Die „Abweichungen“ von der kodifizierten Standardsprache sind, ganz unabhängig davon, ob man sie als „spezifische Normen“ oder (unkorrekte!) Normabweichungen beschreibt, rein phänomenologisch nicht klassifizierbar und eingrenzbar, wenn als sakrosankte Datengrundlage der authentische mündliche Text gilt, der „alle Freiheiten und Regelüberschreitungen der Performanz erlaubt“ (Weigand 1993: 138). Dieses erkenntnistheoretische Dilemma wird an Hennigs Eingangsbeispiel deutlich:

- (1) Also mein Mann hatte eine Freundin, mit der mich ja betrogen hat schon 1988 und hatte dann auch meine Versicherungsgelder einigermaßen mitgenommen, was ich ihm nicht erlaubt hätte wollen, und hatte hatte denn also wie immer gedroht mit meiner

Tochter und hat mich dann auch geschlagen und also fix und fertig gemacht.

Hennig (2003: 81) gibt dazu an, als Performanzfehler würden hier wahrscheinlich „der offenbar unmotivierte Wechsel der Vergangenheitstempora, das Nichtrealisieren des Subjektpronomens im zweiten Teilsatz sowie der ungewöhnliche Konjunktiv bewertet werden“, aus einem anderen Beispiel setzt sie Satzabbruch, Wiederholungen und parataktischen *weil*-Satz relevant. Man fragt sich, warum gerade diese „Verstöße“ erwähnt werden und andere nicht. Die Beispiele enthalten zahlreiche weitere Abweichungen von der Standardsprache, die Hennig weder nennt noch kommentiert: lexikalische Verstöße, semantisch kaum zu motivierende Adverb- und Partikelverwendungen (*hatte dann auch meine Versicherungsgelder einigermaßen mitgenommen*), Abweichungen in der Verbmorphologie (*desch, i tapp, die sin*) und Substantivbildung (*zwei auto*; vgl. das bei Hennig angeführte Beispiel (2)) u. a. m. Und warum ist von den Subjektellipsen nur die „im zweiten Teilsatz“ von (1) relevant und nicht auch die im Relativsatz (*mit der mich ja betrogen hat schon 1988 . . .*)?

Wenn also schon in deskriptiver Hinsicht Unklarheiten bezüglich des „Regelstatus“ authentischer Sprachdaten herrschen und ungeklärt bleibt, worin denn die „gesprochen-sprachliche Regularität“ von (1) genau besteht, dann ist unter dem Aspekt der Sprachproduktion vollends Ratlosigkeit angesagt und die prognostische Kraft geht gegen Null: Gehören zu den „der Norm des Mediums entsprechend korrekt[. . .] und angemessen[. . .]“ (Hennig 2003: 85) produzierten Äußerungen neben der jeweils im Beleg zitierten Form auch die folgenden Strukturen (2a) bis (2d) und weitere?

- (2) was ich ihm nicht erlaubt hätte wollen
- (2a) was ich ihm nicht erlaubt hätte gewollt
- (2b) was ich ihm nicht erlauben hätte gewollt
- (2c) was ich ihm nicht erlaubt gehabt wollte
- (2d) was ich ihm nicht hätte erlauben gewollt

Kann jedes Subjektpronomen weggelassen werden und wäre folglich auch (3) eine „gesprochensprachliche Regularität“? Wie steht es mit Objektpronomen?

- (3) . . . und hatte dann auch meine Versicherungsgelder einigermaßen mitgenommen, was ihm nicht erlaubt hätte wollen

Und schließlich der Anakoluth: Hoffmann (1991) hat unter prozeduralem Aspekt eine Typologie von Anakoluthen aufgestellt, aber daraus ließe sich wohl schwerlich eine (Produktions-)Grammatik der „korrekten Anakoluthkonstruktion“ ableiten.

Erschwerend kommt hinzu, dass in allen Beiträgen stillschweigend eine nirgendwo belegte überregionale gesprochene Sprache von den regionalen Varietäten abstrahiert wird, in denen sich gesprochene Sprache je manifestiert.¹ Ebenso vernachlässigt wird bisweilen auch die Vielfalt mündlicher Kommunikation (vgl. dazu das Konzept der kommunikativen Gattungen bei Günthner 1995 oder die kommunikativen Praktiken bei Fiehler 2000) und die Abhängigkeit der „Korrektheit“ sprachlicher Äußerungen vom Bildungsgrad der Sprecher, ganz ungeachtet der medialen Realisierung. Die „Normen in [. . .] gesprochener Sprache“ (Hennig 2003: 80; vgl. auch Hennig 2000) entpuppen sich damit als ein Konstrukt, das genauso sehr eine Abstraktion von Performanzen ist, wie Hennig das dem Kompetenzbegriff für die geschriebene Sprache vorwirft. Verzichtet man aber auf die Abstraktion, dann kann „gesprochene Sprache“ kein Gegenstand der Wissenschaft sein. Nun dürfte es kaum strittig sein, dass der Grammatiker beliebige, einmal geäußerte, vom Standard abweichende sprachliche Formen rein aufgrund ihrer Authentizität nicht in den Rang einer Norm, ja nicht einmal einer Konvention erheben kann. Und damit stellt sich folgende Frage:

2 Wie viel Verstoß macht eine Norm?

Dass es auch in der gesprochenen Sprache ganz offensichtlich sowohl nicht abweichende als auch (mehr oder weniger) abweichende Äußerungen gibt (Weigand 1993: 138 spricht hier von „Sinn und Unsinn des authentischen Texts“), zeigt sich nicht nur dem viel gescholtenen „Symbolgrammatiker“ (Hennig 2003: 85), sondern ist offensichtlich auch für den Sprachbenutzer evident und wird schon an der schieren Existenz von Korrekturmechanismen deutlich (welchen Sinn hätten diese sonst?). Dies äußert sich aber auch in der

¹ In Hennigs Beispiel (2) etwa lässt sich die Flexionsmorphologie (*i tapp [. . .] and haustür na, überhole sich zwei auto, desch ja da zweispurig*) schwerlich unabhängig von der Bindung an den südwestdeutschen Sprachraum beschreiben.

Nachfrage der Sprecher nach Regeln und Rat-schlägen bei Sprachberatungsinstitutionen oder in Ratgeberliteratur wie dem Duden Band 9.

Sprecher produzieren normabweichende Äußerungen mündlich wie schriftlich. Auch in authentischer geschriebener Sprache sind sprachliche Erscheinungen belegt, die eine Mehrheit der Sprachteilhaber als abweichend brandmarkt; manche davon können und müssen auch vom Grammatiker als irrelevant ausgesondert werden. Dafür aber braucht er Kriterien. Unstrittig können allenfalls solche Phänomene mögliche „Verböten neuer Regeln“ auch in der geschriebenen Sprache sein und in die Grammatik Eingang finden, die a) eine gewisse Frequenz (und zwar quantitativ wie distributiv hinsichtlich verschiedener Sprecher, Register, Textsorten und Regionen) aufweisen und b) zum Sprachsystem und zu den Entwicklungstendenzen der Sprache passen (vgl. dazu auch die „anerkannten“ Normabweichungen bei Thurmaier 2002 und die dort angeführten Kriterien). Authentizität allein jedenfalls garantiert noch keinen Regularitätsstatus – weder in der geschriebenen noch in der gesprochenen Sprache.

3 Die Mär vom linguistischen Skriptizismus

Der vermeintlich skriptizistische Monoperspektivismus in Grammatikographie und DaF, den insbesondere Hennig (2003: 81f.) beklagt, ist (wie die „traditionelle Grammatik“) ein Pappkamerad, auf den sich wunderbar leicht einschlagen lässt und der sich bei näherer Betrachtung nicht als ganz so totalitär herrschend entpuppt. Lexikalische Phänomene, deren Hauptdomäne die Mündlichkeit ist (wie Modalpartikeln oder Gliederungspartikeln), sind heute Standardthema in allen Grammatiken (vgl. z. B. Weinrich 1993: 819ff.; Engel 1991: 689ff.; Zifonun u. a. 1997: 1206ff.; Helbig/Busch 1998: 475ff.; Duden-Grammatik 1995: 369) und auch Lehrwerke vermitteln mindestens die rezeptive Kenntnis dieser Erscheinungen.

Die einschlägigen grammatischen Phänomene der gesprochenen Sprache (vgl. dazu 4.2) werden inzwischen von vielen Grammatiken ebenfalls mehr oder weniger ausführlich behandelt. Die „Grammatik der deutschen Sprache“ (Zifonun u. a. 1997) enthält ein umfangreiches Kapitel zur Grammatik von Text und Diskurs (C, 98–591) mit authentischen Belegen

und Analysen etwa zu Ellipsen, Anacoluthen oder der Organisation des Sprecherwechsels; die „Textgrammatik der deutschen Sprache“ (Weinrich 1993) bietet neben einem ausführlichen Kapitel zur „Syntax des Dialogs“ (Kap. 8) und einer Vielzahl von authentischen Diskursen Aussagen zu „typisch gesprochensprachlichen“ Topologie-Phänomenen wie leeres Vorfeld (78ff.), Linksversetzung (559), Ausklammerungen (85ff.), doppelte Vorfeldbesetzung (62f., 740), *weil/obwohl* mit Verbzweitstellung (758, 762), zu morphologischen Erscheinungen (90f.) und eine ausführliche Analyse zu den gesprochensprachlich deutlich frequenteren Pronominalformen *der/die/das* (372ff.). Engel (1991) führt mehrere authentische Diskurse an mit Darstellung der einschlägigen Phänomene wie Wiederholungen, Kürzungen, Abbrüche, Ellipsen (126; zu Ellipsen vgl. ausführlicher auch 88f.); Linksversetzung und Rechtsversetzung werden analysiert (318ff.) genauso wie Ausklammerungen (bei Engel: „Nachtrag“, 333), und auch die Verbzweitstellung nach *weil* und *obwohl* als Kennzeichen gesprochener Sprache wird erwähnt (730 bzw. 724), aber – genau wie in Weinrich (1993: 758) und der Duden-Grammatik (1995: 397, Anm.) – als standardsprachlich nicht korrekt gekennzeichnet. Man mag hier vielleicht das strenge Normverständnis der Autoren monieren (freilich tun sie nichts anderes, als eine Erscheinung eines „Mediums“ (Hennig 2003) als für ein anderes Medium nicht adäquat zu bewerten), Blindheit gegenüber den Phänomenen der gesprochenen Sprache kann man ihnen allerdings nicht vorwerfen.

Auch Lehrwerke, Übungsgrammatiken und sonstige Materialien für Deutsch als Fremdsprache haben sich den gesprochensprachlichen Phänomenen nicht so völlig verweigert, wie bisweilen suggeriert wird. Die Dialoge und Hörtexte in den neueren Lehrwerken sind zum Teil authentisch oder wirken im Großen und Ganzen relativ authentisch („gesprochensprachliche Regularitäten“ wie in (1) kommen allerdings nicht vor – warum auch?). Die Sensibilisierung für Registerunterschiede zwischen geschriebener und gesprochener Sprache gehört insbesondere in neueren Lehrwerken schon zum Standard; im lexikalischen Bereich sind heute Partikeln in jedem guten Lehrwerkdialo g vorhanden und werden – je nach Zielgruppe und didaktischem Ort – rezeptiv oder produktiv behandelt; die typi-

schen Phänomene der Syntax der gesprochenen Sprache (Linksversetzung, Rechtsversetzung, Ausklammerung, Vorvorfeldbesetzung etc.) allerdings werden in der Tat nicht oder kaum thematisiert (vgl. dazu auch 4). Für die Lehrwerke gilt dabei, dass entsprechende Phänomene zwar in (Hör-)Texten auftreten, aber nicht Unterrichtsgegenstand werden;¹ in den Übungsgrammatiken werden Charakteristika der gesprochenen Sprache im Allgemeinen allenfalls dann berücksichtigt, wenn verschiedene Textsorten eine Rolle spielen.²

Überhaupt ist ein postuliertes Defizit in Lehrmaterialien nicht so sehr auf die Dichotomie geschriebene – gesprochene Sprache zuzuspitzen, sondern eher auf mangelnde Textsorten-/Registervielfalt (die aber – wie erwähnt – in modernen Lehrwerken nicht mehr pauschal festzustellen ist; vgl. dazu z. B. die Textsortenvielfalt in „Unterwegs“ oder „Die Suche“) oder – ganz einfach – auf die Frage der Qualität der Texte. Günthner (2000: 355ff.) hat einen Lehrwerkdiallog aus „Wege“, den sie als einigermaßen typisch für (konstruierte) Lehrwerkdialoge bezeichnet, analysiert und kommt zu dem Ergebnis, dass „gewisse Aspekte der gesprochenen Sprache [aufgegriffen] und teilweise sogar überstrapaziert [werden], andere [...] dagegen fehlen“ (355). Das hier angesprochene Problem ist ein grundsätzliches. Die Textsorte Lehrwerkdiallog muss eine Reihe von Funktionen erfüllen: Neben inhaltlichen Ansprüchen (vgl. dazu schon Weinrich 1985a; 1985b) soll sie auch sprachliche Phänomene in einer Weise sichtbar machen, dass ein „Lernen am/mit dem Modell“ möglich ist. Die Qualität von Lehrwerkdialogen bemisst sich also danach, ob diese Funktionen erfüllt werden und der Text trotzdem „natürlich“ wirkt – und dies können konstruierte wie authentische Texte leisten oder sie tun es eben nicht. Unter den Lehrwerkautoren gibt es – genau wie unter den Sprechern – bessere und schlechtere Textproduzenten und es ist sicher kein Zufall, dass viele Lehrwerkautoren auf Texte von Literaten zurückgreifen (vgl. das Lehrwerk „Die Suche“) – denn das sind schlichtweg die Profis unter den Sprachproduzenten.

Der viel gescholtene „skriptizistische“ Gegner, der besonders in der Literatur zu *weil*-Verbzweit sein Unwesen treibt, ist in Wirklichkeit wohl eher eine populäre und nicht wissenschaftlich begründete Sprachauffassung,

wie sie etwa in sprachpflegerisch konservativen Zeitungskomentaren oder Leserbriefen zum Ausdruck kommt. Bemerkenswerterweise werden solche Äußerungen (auch von den Autoren selbst!) nie als für die linguistische Deskription relevante Referenzquelle herangezogen.

4 Die Grammatik der gesprochenen Sprache unter der Lupe

Wie hier (und in Thurmair 2002 und Günthner 2002) gezeigt, begründet nicht jeder gesprochen-sprachliche Beleg gleich eine typische Regularität der gesprochenen Sprache – und schon gleich gar nicht eine grammatikographisch und didaktisch relevante Kategorie. Wir plädieren für eine klare Differenzierung in:

1. Normabweichungen, die sich zwar prozedural als Planungsbesonderheiten der besonderen Bedingungen gesprochener Sprache begründen lassen, aber weder eine funktionale Differenzierung gegenüber der geschriebenen Varietät noch eine potenzielle Entwicklungstendenz markieren, eben „Performanzfehler“, und
2. funktional differenzierte „Abweichungen“, die Ausgangspunkt für Sprachentwicklung sind. Nur für letztere gilt: „Die Fehler von heute sind die Regeln von morgen“, und nur für sie lässt sich eine didaktische Relevanz begründen.

4.1 Die „Planungsbesonderheiten der gesprochenen Sprache“

Dass Erscheinungen der gesprochenen Sprache nicht als Performanzfehler, sondern als „gesprochen-sprachliche Regularitäten“ zu

¹ Vgl. dazu die Aufstellung bei Günthner (2000: 356), die Dialoge in verschiedenen (nicht immer neuesten) Grundstufe II- und Mittelstufe-Lehrwerken untersucht hat („Deutsch aktiv“, „Lernziel Deutsch“, „Stufen“, „Themen Neu“, „Unterwegs“ und „Wege“) und dabei u. a. feststellt, dass Modalpartikeln, Dialogpartikeln, Interjektionen und Ellipsen häufig vorkommen, Satzabbrüche, sprecher- und hörerbegogene Elemente, Ausklammerungen, Linksversetzungen, Vorvorfeldbesetzungen und *der/die/das* gelegentlich aufgegriffen werden und Verbzweitstellung nach *weil* und *obwohl*, Apokoinu-Konstruktionen und Possessivkonstruktionen wie *der Maria ihr Hut* vollständig ausgeklammert werden.

² Eine rühmliche Ausnahme sind hier Rug/Tomaszewski (2001), die der Umgangssprache ein eigenes Kapitel widmen. Zu Textsorten in Übungsgrammatiken vgl. Thurmair (i. Dr.), zu Konnektoren in Übungsgrammatiken vgl. Breindl (i. Dr.).

werten sind, führt Hennig (2003: 83ff.) auf die besonderen Bedingungen der Face-to-face-Kommunikation (Kopräsenz der Partner, Multimodalität, Situations- und Handlungseinbindung, deiktische Kontextualisierungsmöglichkeiten, zeitlicher Zusammenfall von Planung und Äußerung) zurück und macht dafür eine „Common-sense-Kompetenz“ (Feilke 1994) geltend, „die Fähigkeit der sprachlich Handelnden, Bedeutungen zuzuordnen und Mehrdeutigkeiten zu überwinden“, eine „Kontextualisierungskompetenz, d. h. [...] eine wichtige Grundlage unserer Fähigkeit, gemeinsame Kontexte für Meinen und Verstehen zu erzeugen“ (2003: 83).

Die Common-sense-Kompetenz ist somit ein anthropologisches, übereinzelsprachliches und überindividuelles Universale: Sprecher sprechen und sind insofern immer schon in der Lage, Bedeutungen auszuhandeln. Dass nun ein so allgemeiner und damit nachgerade trivialer Kompetenzbegriff die Grundlage für einen „Perspektivwechsel“ in der Sprachdidaktik bilden und eine „Erweiterung des Lerngegenstands“ in einer einzelnen Fremdsprachenphilologie nötig machen sollte (so Hennig 2003: 81), erscheint uns sehr fragwürdig. Das wäre etwa so, als wollte man – um in Hennigs Bild zu bleiben – Führerscheinaspiranten erst einmal beibringen, dass der Mensch ein Homo mobilis ist oder dass Fahrzeuge der Fortbewegung dienen.

Bei den hier einschlägigen Phänomenen handelt es sich in erster Linie um Anakoluthkonstruktionen im weitesten Sinn, also vielfältige Formen von Abbrüchen, Wiederholungen, Elidierungen und morphologischen Abweichungen (vgl. die Aufstellung bei Thurmair 2002: Abschn. 2.1, 2.2). Dass diese vielfach gerade nicht regelhaft beschreibbar und quantitativ wie qualitativ limitierbar sind, wurde schon genannt (vgl. 1). Aber selbst wenn sich gewisse, diskurssequenziell oder gesprächsplanerisch gut motivierbare Tendenzen feststellen ließen (etwa im Sinne von Hoffmanns

Anakoluth-Typologie), dann stünde hier doch der didaktische Aufwand bei der Vermittlung solcher Tendenzen in keinem Verhältnis zum Nutzen für den Lerner, der solche Sequenzen vermutlich ohnehin ganz „natürlich“ produziert. In Hennig (2003) werden Phänomene vom Typ 1 weitgehend undifferenziert mit Abweichungen vom Typ 2 (vgl. oben) vermischt.

4.2 Die funktional differenzierten Phänomene

In den Plädoyers für eine spezifische „Grammatik der gesprochenen Sprache“ findet sich eine Handvoll Phänomene besonders rekurrent:

- *weil, obwohl, wobei* und Verbzweitstellung;
- Desintegration von Subjunktorsätzen („Vorvorfeld-Stellung“) mit *wenn* und *obwohl*;
- topologische Herausstellungsstrukturen;
- Abtönungspartikeln, Gliederungssignale, Diskursmarker, reformulative Konnektoren.

Gerade an der Darstellung dieser Erscheinungen in Grammatiken lässt sich zeigen, dass der Vorwurf des einseitigen Skriptizismus vielfach auch methodisch überhaupt nicht zutrifft. Vielmehr wurde die grundlegende Oralität des Mediums Sprache in den linguistischen Beschreibungskategorien von jeher berücksichtigt und die tatsächliche Realisierung als gesprochen oder geschrieben ist demgegenüber für die deskriptive Kategorisierung zweitrangig.

Die hier genannten Erscheinungen haben sicherlich ihre Geburtsstunde in der Domäne der gesprochenen Sprache (das gilt freilich für den überwiegenden Teil grammatischer Regeln), sie haben aber vielfach Eingang in die geschriebene Sprache gefunden und werden in Grammatiken erfasst. Dazu wird – insbesondere bei funktional-semantischer Ausrichtung – ein deskriptives Kategorieninventar benutzt, das direkt aus der Face-to-face-Kommunikation abgehoben scheint. Konzepte wie Informationsgliederung, Fokus – Hintergrund, Thema – Rhema, Präsupposition, Implikatur, Erwartung, Korrektur, Widerspruch u. v. m., die bei der Beschreibung nicht nur von Konnektoren und Partikeln eine Rolle spielen, nehmen immer auf die Sprecher-Hörer-Konstellation und auf die der Sprache immanente kommunikative Funktion Bezug.¹ Und in jeder vernünftigen Darstellung der Wortstel-

¹ Mit eben diesem Ausgehen von einer grundlegenden Dialogizität der Sprache rechtfertigt sich auch die grammatikographische Praxis etwa bei Weinrich (1993) und Zifonun u. a. (1997), zwischen Text und Diskurs keinen prinzipiellen Unterschied zu machen. Auch jüngere Überlegungen zur Semantik von Partikeln und Konnektoren, die gesprächssequenzielle Aspekte direkt in der lexikalischen Bedeutungsbeschreibung verankern wollen, sind so begründet.

lung werden topologische Positionen mit gesprächssequenziellen Aspekten und solchen der Informationsgewichtung korreliert. Viele neuere Grammatiken, nicht zuletzt im Bereich DaF, setzen sich zum Ziel, grammatische Formen und Strukturen in Abhängigkeit von kommunikativen Konstellationen und in ihrer Funktion für das kommunikative Handeln zu beschreiben. Konzepte wie „Planungsbesonderheiten“ sind demgegenüber viel allgemeinerer Natur und letztlich linguistisch unfruchtbar. Damit erweist sich auch unter methodisch-deskriptivem Aspekt der Graben zwischen der Gesprochenen-Sprache-Forschung und der schriftsprachzentrierten Grammatikographie als künstlich vertieft.

5 *Wie viel gesprochene Sprache braucht der Lerner?*

Akzeptiert man die von den meisten Beiträgern gemachte Prämisse, dass Lerner die spezifischen Regeln der gesprochenen Sprache kennen sollten (was angesichts des immer noch gültigen Globalziels der „kommunikativen Kompetenz“ bzw. der „sprachlichen Handlungsfähigkeit“ natürlich plausibel ist), dann ergibt sich dennoch für Umfang und Verortung solcher Regularien im DaF-Unterricht ein eher kleiner Raum.

Zum einen scheint zur Erreichung dieses Lernziels ohnehin eine adäquate Textsortenkompetenz (bzw. Kompetenz bezüglich kommunikativer Gattungen), die die sprachliche Handlungsfähigkeit ausmacht, wichtiger. Zum anderen ist hier – wie auch in anderen Fällen – natürlich zu unterscheiden zwischen dem Wissen der Lehrenden und dem der Lernenden. Lehrende sollten die spezifischen Bedingungen der gesprochenen Sprache und insbesondere auch die textsorten- und registertypischen Erscheinungen kennen, damit sie bei den Bewertungen von Lerneräußerungen angemessen berücksichtigen können (und hier ist ein Blick in neuere Grammatiken – wie gezeigt – durchaus ergiebig); so sollten etwa die Bewertungskriterien für die Fertigkeit Sprechen und somit auch die Korrektur- und

Prüfungskriterien genauer als bisher auf diese Bedingungen eingehen. Für Lernende gilt, dass Phänomene vom Typ 1 nicht besonders thematisiert zu werden brauchen, da sie über-einzelsprachliche Geltung haben. Sofern Lerner mit authentischen Texten gesprochener Sprache konfrontiert werden, werden sie Planungsbrüche vermutlich auch ohne explizite Hinweise des Lehrenden als solche erkennen. Dass Lerner solche Sequenzen produzieren (lernen), kann nicht Ziel des DaF-Unterrichts sein. Vor allem im innerdeutschen außerunterrichtlichen Umfeld werden sie es ohnehin tun, im Unterrichtskontext ist es situationsabhängig, inwieweit Lehrer korrigierend eingreifen und eingreifen sollten.

Bei Phänomenen vom Typ 2 ist – in Abhängigkeit vom Grammatikalisierungsgrad des jeweiligen Phänomens – von Fall zu Fall zu entscheiden, ob sie nur rezeptiv oder auch produktiv zu behandeln sind; darüber hinaus ist in Abhängigkeit von der in der Sprachgemeinschaft für das jeweilige Phänomen geltenden Normtoleranz ferner zu entscheiden, ob die Sensibilisierung für funktionale Differenzierung auch mit einer (gegebenenfalls warnenden) stilistischen Kommentierung verbunden wird. Die Scheidung dessen, was kodifizierte Norm ist, von dem, was als häufiger Sprachgebrauch mehr oder minder akzeptabel ist, und von dem, was als fehlerhaft ausgesondert wird, ist eine Sache des Aushandelns unter allen Sprachteilhabern. Lerner schließlich haben ein Recht darauf, (primär) diejenige Varietät einer Sprache gelehrt zu bekommen, die überregionale und überindividuelle Akzeptanz hat, und dieses Recht ist prioritär gegenüber der Durchsetzung des bekanntlich toleranteren Normkonzepts von Linguisten.¹

¹ Richter (2002) konnte, da erst nach Einreichen des Manuskripts erschienen, nicht mehr berücksichtigt werden. Hinsichtlich der Relevanz der Gesprochenen-Sprache-Forschung für DaF-Unterricht und -Lehrerausbildung kommt Richter zu den gleichen Ergebnissen.

Literatur

1. Wissenschaftliche Literatur

- Breindl, Eva (i. Dr.): Konnektoren in Übungsgrammatiken. In: P. Kühn (Hg.), Übungsgrammatiken. Regensburg.
- Duden-Grammatik (⁵1995): Duden. Grammatik der deutschen Gegenwartssprache. Mannheim u. a. (Duden, 4).
- Duden Band 9 (³1985): Duden. Richtiges und gutes Deutsch. Wörterbuch der sprachlichen Zweifelsfälle. Mannheim u. a. (Duden, 9).
- Engel, Ulrich (²1991): Deutsche Grammatik. Heidelberg.
- Feilke, Helmuth (1994): Common-sense-Kompetenz. Überlegungen zu einer Theorie des „sympathischen“ und „natürlichen“ Meinens. Frankfurt a. M.
- Feldbusch, Elisabeth (1985): Geschriebene Sprache. Untersuchungen zu ihrer Herausbildung und Grundlegung ihrer Theorie. Berlin / New York.
- Fiehler, Reinhard (2000): Gesprochene Sprache – gibt's die? In: Jahrbuch der ungarischen Germanistik, 93–104.
- Günthner, Susanne (1995): Gattungen in der sozialen Praxis. In: Deutsche Sprache, 193–218.
- Günthner, Susanne (2000): Grammatik der gesprochenen Sprache – eine Herausforderung für Deutsch als Fremdsprache? In: Info DaF 4, 352–366.
- Günthner, Susanne (2002): Konnektoren im gesprochenen Deutsch – Normverstoß oder funktionale Differenzierung? In: DaF 2, 67–74.
- Helbig, Gerhard / Buscha, Joachim (¹⁸1998): Deutsche Grammatik. Ein Handbuch für den Ausländerunterricht. Leipzig u. a.
- Hennig, Mathilde (2000): Können gesprochene und geschriebene Sprache überhaupt verglichen werden? In: Jahrbuch der ungarischen Germanistik, 105–125.
- Hennig, Mathilde (2003): „Die hat doch Performanzschwierigkeiten.“ Performanzhypothese und Kompetenz(en)gegenthese. In: DaF 2, 80–86.
- Hoffmann, Ludger (1991): Anakoluth und sprachliches Wissen. In: Deutsche Sprache, 97–119.
- Jürgens, Frank (1999): Auf dem Weg zu einer pragmatischen Syntax. Eine vergleichende Fallstudie zu Präferenzen in gesprochen und geschrieben realisierten Textsorten. Tübingen.
- Richter, Günther (1990): Kann es eine Theorie der gesprochenen Sprache geben? In: I. Prokop (Hg.), Gesprochene Sprache 1. Materialien des 1. wissenschaftlichen Symposiums im Rahmen des Forschungsprojekts „Linguistische Studien zur gesprochenen Sprache“. Poznan, 23.–29. 06. 1988. Poznan, 7–21.
- Richter, Regina (2002): Zur Relevanz der Gesprochene-Sprache-Forschung für den DaF-Unterricht. In: Info DaF 4, 306–316.
- Rug, Wolfgang / Tomaszewski, Andreas (2001): Grammatik mit Sinn und Verstand. Neufassung. München.
- Steger, Hugo (1987): Bilden „gesprochene Sprache“ und „geschriebene“ Sprache eigene Sprachvarietäten? In: H. Aust (Hg.), Wörter. Schätze, Fugen und Fächer des Wissens. Festgabe für Th. Lewandowski zum 60. Geburtstag. Tübingen, 35–58.
- Thurmair, Maria (2002): Standardnorm und Abweichungen. Entwicklungstendenzen unter dem Einfluss der gesprochenen Sprache. In: DaF 1, 3–8.
- Thurmair, Maria (i. Dr.): Übungsgrammatiken im Kontext textgrammatischer Ansätze. In: P. Kühn (Hg.), Übungsgrammatiken. Regensburg.
- Weigand, Edda (1993): Mündlich und Schriftlich – Ein Verwirrspiel. In: H. Löffler (Hg.), Dialoganalyse 4. Referate der 4. Arbeitstagung. Basel, 1992. Teil 1. Tübingen, 137–150.
- Weinrich, Harald (1985a): Von der Langeweile des Sprachunterrichts. In: H. Weinrich (Hg.), Wege der Sprachkultur. Stuttgart, 221–245 (zuerst 1979).
- Weinrich, Harald (1985b): Literatur im Fremdsprachenunterricht – ja, aber mit Phantasie. In: H. Weinrich (Hg.), Wege der Sprachkultur. Stuttgart, 246–264 (zuerst 1982).
- Weinrich, Harald (1993): Textgrammatik der deutschen Sprache (unter Mitarbeit von Maria Thurmair, Eva Breindl und Eva-Maria Willkop). Mannheim u. a.
- Zifonun, Gisela u. a. (1997): Grammatik der deutschen Sprache. Berlin / New York.

2. Lehrwerke

- Bahlmann, C. u. a. (1998): Unterwegs. Lehrwerk für die Mittelstufe. Materialienbuch. Berlin u. a.
- Eismann, V. u. a. (1993): Die Suche. Das andere Lehrwerk für Deutsch als Fremdsprache. Textbuch 1. Berlin u. a.
- Eismann, V. u. a. (1996): Die Suche. Textbuch 2. Berlin u. a.